

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Gottfried Keller in einem Briefe Betsy Meyers
Autor: Meyer, Betsy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GOTTFRIED KELLER IN EINEM BRIEFE BETSY MEYERS

Was für eine feine Künstlerin des Wortes Conrad Ferdinand Meyers (im April 1912 einundachtzigjährig verstorbene) Schwester gewesen ist, das hat das wunderschöne Buch ihrer Erinnerungen an den Bruder jedem Leser erwiesen. Von dieser wahrhaft dichterischen Begabung Betsy Meyers erhielt man vor kurzem eine neue Probe durch die Publikation zweier Briefe an eine Dame, die diese in der *Täglichen Rundschau* (Nr. 169 und 170 der Unterhaltungsbeilage) der Öffentlichkeit bekannt gegeben hat. In dem zweiten dieser behaglich sich verbreitenden Schreiben, das datiert ist vom Chalet Rischmatt, 10. November 1908, kommt Betsy Meyer auf das Verhältnis ihres Bruders zu Gottfried Keller zu sprechen, und von hier aus entwirft sie dann die folgende Schilderung, die es im vollsten Maße verdient, auch einem Leserkreis, der von jener Publikation in dem genannten Berliner Blatt keine Kenntnis hat nehmen können, vorgelegt zu werden.

. . . Meinesteils freute ich mich immer mit meinem Bruder, den Meister Gottfried zu treffen, zum Beispiel auf dem Boote — Besuche machte er überhaupt nicht — und habe nie anders als — natürlich im Zürcher Dialekt — in selbstverständlicher Einfachheit, im Vertrauen und Verständnis, wie mit jedem andern verdienstvollen Landsmanne, mit ihm verkehrt. Er sprach dann ruhig, etwas langsam, aber nie mit überlauter Stimme, in festen präzisen Sätzen seine Meinung äussernd. Meist mit meinem Bruder über Kunst und Literatur!

Was er sagte, haftete, und diese zufälligen Begegnungen auf dem blauen See hinterließen einen guten Eindruck. Freilich waren wir damals alle schon vernünftige Leute, die des Leben Mittagshöhe überschritten hatten. Keller, ein Fünfziger, trug ein gewaltiges Haupt auf breiten Schultern; das Fußgestell dieser imposanten Büste dagegen war schwach und im Verhältnis dazu klein und unansehnlich. So mochte er, längeren Fußtouren entsagend, bei seiner verständnisvollen Liebe für die heimatliche Natur schon in der kühlen Fahrt längs der schönen Seeufer Genuss finden und gute Stimmung.

In früheren Zeiten und an Abendtafeln, so wusste ich von zwei Zeuginnen, von einer liebenswürdigen Malerin und von unserer Johanna Spyri, konnte freilich die Situation unbehaglich werden, da Keller den Alkohol nicht vertrug und einen grimmigen

Wein trank. Da konnte er beim ersten Glase geistreich und höchst liebenswürdig werden, bei den späteren aber in dumpfes Schweigen versinken und zuletzt unvermittelt zu hellem Zorn und Tätlichkeiten übergehen, so dass er vor die Türe gesetzt werden musste.

Er selbst litt natürlich unter dieser Schwäche. Wie schade das war, und wie stark sein Leben dadurch beeinflusst wurde, ließ sich nicht ermessen. Am wenigsten von Fernstehenden oder von der ihn umgebenden Zürcher Gesellschaft, die dieses Elend des großen Dichters humoristisch auffasste und ungezählte Histörchen von ihrem „Gottfriedle“ zu erzählen wusste.

Uns tat er leid. — Einst, so erzählte Dr. François Wille, der Keller hochhielt, verweilte er sich bei mir, hier in Mariafeld, bei lebhafter Unterhaltung zu lange beim Glase. Ich ließ ihn nachts nicht mehr fort, sondern führte ihn in unser Gastgemach drüben im Nebenhause, versorgte ihn und bat, rasch zu Bette zu gehen. Nach einer — nach zwei Stunden sah ich, vom Zimmer aus, in dem seinigen durchs Fenster noch immer das auf dem Tische stehende Licht brennen. — Ich ging nach ihm zu sehen. Da saß er betrübt, noch angezogen, wie betäubt, auf dem Bett-rande, sah mich verworren an und sagte „Sind Sie's? Bin ich bei Ihnen? Mir war, ich sei in der Sonne zu Küsnacht und sollte gerade hinaus geworfen werden.“

Dr. François Wille, der bedeutend ältere, hatte viel Verständnis für ihn und behandelte ihn mit geradezu zärtlicher Rücksicht. Einmal, als ich, nach der Verheiratung meines Bruders, allein in Meilen wohnte, war ich zur altgewohnten Nachmittagstafelrunde nach Mariafeld geladen worden, wo ich meine in Wangensbach-Küsnacht wohnenden Geschwister zu finden hoffte. Es mag im Sommer 1876 gewesen sein. Zu meiner Überraschung fand ich beim Eintritt in Frau Elizas trauliches Empfangszimmer dort Meister Gottfried als gefeierten, ersten Gast in der Sofaecke sitzen. Ein Verehrer Kellers, den auch Willes kannten, der als viel beschäftigter Arzt einem Seebadetablissement in Venedig vorstand, hatte seine noch jugendliche, nach der deutschen Heimat reisende Frau nicht begleiten können und sie, früher eine beliebte Bühnensängerin, auf ihrer Durchreise in Zürich unter des Dichters ritterlichen Schutz gestellt. Heute waren sie dann beide

in Willes gastliches Haus am Seeufer zur Mittagstafel geladen worden im Geleite eines musikalischen, sehr alten, aber stets jovialen und noch äußerst beweglichen Zürcher Herrn, der, irre ich nicht, Präsident der Musikgesellschaft und des zürcherischen Bühnenvorstandes war.

Neben Keller saß die Reisende, eine anmutige, blühende Blonde, mit der freundlichen Hausfrau in gemeinsame Reiseerinnerungen vertieft. Die Herren, die Kaffeetasse in der Hand, bewegten sich in stehenden Gruppen und zogen auch den Dichter über den runden Tisch hin ins Gespräch. Er antwortete in festen, gewichtigen Sätzen, verhielt sich aber im ganzen schweigsam. Immer und immer wieder ging die Tür auf, traten neue Gäste ein. Es kamen meine Geschwister, ihr Schwager, damals der umgangsfrohe Pfarrer in Küsnacht mit seiner verständigen Frau, es kam mit ihnen auch der Dr. Adolf Calmberg aus Hessen, der am Staatsseminar in Küsnacht die deutsche Sprache lehrte, im stillen aber sich zum deutschen Bühnendichter berufen fühlte. Jüngst waren zwei nette kleine Volksstücke von ihm auf der Zürcherbühne aufgeführt worden, mit erfreulichem Erfolg¹⁾.

Mein Bruder kannte ihn von dem früheren Aufenthalt in Küsnacht her, wo wir eine Zeit lang mit ihm sogar unter demselben Dache gewohnt hatten. Als wir ihn kennen lernten, machte er einen sehr jugendlichen Eindruck. Er liebte blaue, flatternde Bänder auf dem sommerlichen Strohhut. Im Winter umflog ihn sein Mantel. Befand er sich bei uns im harmlosen Kreise befreundeter Damen, so stellte er sich, wurde nach seinem Fache gefragt, wohl anfangs vor: „Ich bin Dramatiker“, oder er sagte, wie einst vor unserer Johanna Spyri im tiefsten Tone: „Ich bin Idealist!“ Dabei dachte sie natürlich: Gut gebrüllt, Löwe! und lachte. Aber ein guter und im Grunde rechtschaffener, ehrlicher Mensch war er trotz der fliegenden Bänder und Schleifen, die ihm übrigens die Schweizerluft, besonders in den Krisen des Siebenzigerjahres, sie scharf zerzausend, vom Hute riss. Er hatte damals am Seminar keine leichte Stellung und hielt sich tapfer.

¹⁾ Über Calmberg vergleiche man die Einleitung, die Adolf Frey in seiner mustergültigen Publikation der Briefe Conrad Ferdinand Meyers den Briefen Meyers an Calmberg vorausgeschickt hat.

Größere Gegensätze aber als die der inneren Natur und äußeren Erscheinung der zwei „Dichter“ Keller und Calmberg, die an jenem Mittwoch bei Dr. Willes, durch die Liebenswürdigkeit der geistreichen Gastgeber und durch eine lange Farbenskala harmloser Nebengäste getrennt und vereint, sich zusammenfanden, lassen sich nicht denken. Sie waren so verschieden schon an Alter, Autorität und Bedeutung, dass es eigentlich keinem einfiel, sie zu vergleichen, oder den jugendlichen Aspiranten an dem wuchtigen alten Meister zu messen.

Die zahlreich gewordene Gesellschaft trat ins Freie. Die Söhne des Hauses mit ihren jugendschönen, lieblichen Frauen bildeten bei Willes einen besonders anziehenden Reiz des geselligen Kreises.

Es war schön, es war eine Freude an sich, diese anmutige, jugendliche Generation sich bewegen zu sehen. Man wandelte nun unter den schattigen Kastanien der Terrasse und kehrte dann, das Gut auf einem geschwungenen Kiespfade umzirkelnd, wieder zum Hause zurück. Auf der Höhe dieses Weges fand ich mich, höchst ungesucht an Gottfried Kellers Seite. Er wollte offenbar etwas sagen, vielleicht, wie die meisten Bekannten damals, mich fragen: „Was tun Sie denn eigentlich ganz allein in Meilen, seit Ihr Bruder verheiratet ist?“ Diese sich stets wiederholende Frage konnte ich damals, da ich mit mir selbst noch nicht ganz im klaren war, nicht ohne weiteres beantworten; so kam ich denn dem Frager zuvor und fing an von seinen Gedichten zu reden, von einem, das mir besonders lieb war. „Eine Skizze“ murzte er, dann kamen wir auf die Jugendzeit seines *Grünen Heinrich* zu reden — auf das von ihm wunderbar treu und doch mit einem altertümlich romantischen Hauch gegebene Stimmungsbild der altväterischen Stadt und ihrer Bürger. — So näherten wir uns durch den schön gepflegten kleinen Blumengarten unter Frau Elizas Fenstern dem Herrenhause. Eben trat Dr. Wille ins Freie, erblickte die langsam Schreitenden, eilte auf Keller zu, ergriff seinen Arm und flüsterte, ihn wegführend, zutraulich in sein Ohr: „Sie müssen etwas ausruhen, sich nach dem Essen ein bisschen legen,“ konnte ich verstehen. Dann trat Wille wieder unter die auf der Baumterrasse rastende Gesellschaft. „Sehen Sie, sagte er aufs Gestade des sommerblauen Seespiegels hinunterweisend, ich habe mir kürzlich ein neues Stück Land

gekauft, eine Rebhalde, und am Ufer drunten einen Pavillon mit einer Badeeinrichtung gebaut! Ich musste von hier an den See vordringen, es war die unabweisbare Notwendigkeit. Ich führe Sie hinunter, Sie müssen meine neue Anlage und die weite Aussicht, die sie bietet, sehen.“ So folgten wir ihm denn alle, durch die kleine Pforte der Gartenmauer am Ende der Allee über die alte obere und die sich hier mit ihr vereinigende staubige Seestraße, an die Pforte seines neuen Besitzes. Wenige Schritte — die untere Straße, die hier ziemlich hoch liegt, nach der See-seite einfassend — zog sich, von Mauern gestützt, das Gelände über den sich hier in steilem Abhang nach dem kiesigen Ufer senkenden Streifen Weinberg. Eine feste, neue, nicht allzu breite Steintreppe führte sicher, aber nach Landesbrauch geländerlos von der Straße stracks und gerade in die hübsche Seeanlage, eine breite, lichte Terrasse hart neben den anschlagenden Wellen.

Die Treppe mündete in einen ebenso geraden, neuen Kiesweg, an dessen Ende das neue Sommerhaus — ein hübscher, rings von geschnitzten Holzgeländern und gedeckten Balkonen, sogenannten Lauben, umgebener Chaletbau — stand. Hier zwischen dem Blau des Himmels und der Seeweite im Schatten des leichten Daches, neben der kühlenden Flut, war es gut sein. Größere Gruppen der Gesellschaft bewegten sich plaudernd längs des Ufers nach dem anderen Ende der Terrasse zu einer Ruhebank, wo man sich um Frau Eliza Wille scharte.

Wie kam es, dass ich mit ein paar andern Gästen ums Geländer gelehnt, im Schatten des Pavillons zurückblieb? Zufall! — es war nach dem heißen Sommertage ein Genuss, zu schauen und zu schweigen. Zu mir trat Dr. Calmberg. Seit mein Bruder verheiratet wieder als sein Nachbar in Küsnacht wohnte, hatte ich ihn aus den Augen verloren. Vielleicht wollte er fragen, seit wann ich aus Italien zurückgekehrt sei und wie es mir gehe. Zugleich aber schien der von Gottfried Keller geschützten früheren Bühnenkünstlerin der Augenblick gekommen, des bescheidenen Dramatikers sich etwas anzunehmen. Sie trat zu uns in den kühlen Schatten und begann — vielleicht selbst gegen den Bann der Sonnenmüdigkeit ankämpfend — aufs lebhafteste und lebenswürdigste dem schweigsamen Bühnendichter von der Bühne zu erzählen. Von der eigenen Laufbahn, ihren Lieblingsrollen, ihren

Erfolgen, ihren Gefährtinnen. Sie erzählte von Christine Nilsson, der sie in ihrer äußeren Erscheinung so geglichen habe, dass sie zuweilen verwechselt wurden. Dann brachte Dr. Calmberg das Gespräch auf Volksstücke. Die hübsche frühere Primadonna geriet immer mehr in ihr altes Lebenselement. Sie erzählte, begann erst leise, dann lauter und ausdrucksvoller zu rezitieren, zu singen. Schließlich war es ein Tiroler Duett! Das Holzgeländer, die Hütte, der blaue See mochten sie in ferne schöne Zeiten der Kunstausübung zurückversetzen. Sie stand vor uns, die leibhaftige Sennerin, mutwillig ergriff sie bald die Rechte, bald die Linke des bewundernd aber unglaublich steif vor ihr stehenden Seminarlehrers, trällerte, drehte sich geschmeidig und leicht auf dem Absatz . . . kurz, es war für mich, die unbeteiligte Dritte, ein allerliebstes, ein lustiges Zusehen — die harmloseste feinste Komik!

Da plötzlich wandten wir alle drei unsere Blicke auf denselben Punkt, nach der Höhe der Straße, der wir zugekehrt standen. Dort zwischen den Türpfosten, auf den obersten Treppenstufen, war ein dunkler Punkt erschienen. Gottfried Keller stand dort und getraute sich nicht vorwärts die Treppe stracks hinunterzuschreiten. Einen Augenblick schien es, als wollte er, sich seitwärts legend, an den Stufen sich halten und herunterklettern. Einen schnellen Gedanken hatten wir alle drei: „Hinauf! Ihm den Arm bieten!“ Und ebenso den zweiten: „Du darfst es nicht!“

Meinerseits hätte ihn diese Hilfe als ein übel angebrachter Diakonissendienst gekränkt. Calmberg fürchtete dabei, und gewiss mit Recht, von ihm als ein seiner jungen raschen Beine sich überhebender Fant angefahren zu werden.

Sollte die Sängerin dem Ritter, der sie beschützte, in diesem Momente die Hand bieten? Sie durfte ihn gar nicht gesehen haben! Zum Glück war es wirklich nur ein kurzer Augenblick!

Schon nahte von der anderen Seite der allein berechnigte Führer. Raschen Schrittes den Platz durchquerend, eilte der alte Dr. Wille die Treppe hinauf, bot heiter auf ihn einredend, dem Dichter den Arm und führte ihn fest und schnell die Stufen hinunter quer hinüber zur Herrengruppe. Uns gönnte er keinen Blick mehr. Er empfahl sich der gütigen Hausfrau und tat ihr, Müdigkeit vorschützend, seinen Entschluss kund, sofort zum

nahen Landungsplatze zu gehen, um das nächste nach Zürich fahrende Boot zu besteigen. Die junge Dame erbot sich ein anderer Herr, ohne Zweifel der diesen Auftrag sich zur Ehre rechnende greise Präsident der Theatergesellschaft, später in ihr Hotel zurückzubegleiten.

Mit was haben Sie denn eigentlich sich unterhalten drüben vor dem Pavillon? fragte mich nachher Frau Eliza belustigt. Vielleicht hatte Keller ein Wort fallen lassen, er brauche nicht länger zu bleiben, sein Schützling unterhalte sich ebenso gut ohne ihn.

Das unbedeutende Stimmungsbildchen sagt Ihnen, teure Frau, am besten, wie es sich mit der Angst, die Gottfried Keller seinen Bekannten und Verehren einflößte, verhielt. Es war keine Angst vor ihm, sondern mehr Angst um ihn, bei allen wenigstens die ihn hochhielten.



NACH DEM CHINESISCHEN DES LAOTSE

I.

Und ficht mit ihrer Tücke dich an die böse Welt,
So ziehe dich zurücke in deines Herzens Zelt.
Doch tönt des Feindes Locken aus deinem eignen Haus,
So schreite ohne Stocken ins Weltgewühl hinaus!
Wahr' dich des Herzens Milde vor wundenvollem Krieg,
So wohnst du unterm Schilde der Sanftmut stets im Sieg!]

II.

Zu den Treuen heg ich Treue,
Treue zu den Ungetreuen,
Jeder soll sich an mir freuen,
Keine Liebe mich gereuen,
Dass die Welt sich bald erneue!

Für die Guten heg ich Güte,
Güte für die Gütelosen,
Mögen Böse sich erbosen, —
Alle wie die Kinder kosen
Will der Gott mir im Gemüte.

ERIKA RHEINSCH

Aus dem Gedichtband *Die Laute*, erschienen bei Egon Fleischel & Co., Berlin.

